

Leseprobe

Oliver Sill

Sitte – Sex – Skandal

Die Liebe in der Literatur seit Goethe



Oliver Sill

Sitte – Sex – Skandal

Die Liebe in der Literatur seit Goethe

AISTHESIS VERLAG

AISTHESIS VERLAG

Bielefeld 2009

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische
Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

© Aisthesis Verlag Bielefeld 2009
Postfach 10 04 27, D-33504 Bielefeld
Satz: Germano Wallmann, www.geisterwort.de
Druck: docupoint GmbH, Magdeburg
Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-89528-755-8
www.aisthesis.de

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	7
Erstes Kapitel	
Von der Unerbittlichkeit zur Gleichgültigkeit	14
Johann Wolfgang von Goethe: „Die Wahlverwandtschaften“ (1809)	
Katharina Hacker: „Die Habenichtse“ (2006)	
Intermezzo: Wahlverwandtschaften II	40
Theodor Fontane: „Effi Briest“ (1895)	
Zweites Kapitel	
Versteinerte Verhältnisse	45
Theodor Fontane: „Irrungen, Wirrungen“ (1888)	
Eduard von Keyserling: „Wellen“ (1911)	
Marie Wegrainer: „Der Lebensroman einer Arbeiterfrau“ (1913)	
Intermezzo: Wahlverwandtschaften III	72
Alfred Döblin: „Berlin Alexanderplatz“ (1929)	
Drittes Kapitel	
Der große Schrecken	79
Hans Fallada: „Kleiner Mann – was nun?“ (1932)	
Irmgard Keun: „Das kunstseidene Mädchen“ (1932)	
Erich Kästner: „Fabian“ (1931)	
Viertes Kapitel	
Orientierungsversuche	104
Heinrich Böll: „Das Brot der frühen Jahre“ (1955)	
Alfred Andersch: „Die Rote“ (1960/1972)	
Intermezzo: Wahlverwandtschaften IV	122
Martin Walser: „Ein fliehendes Pferd“ (1978)	

Fünftes Kapitel	
Liebe West – Liebe Ost	127
Wilhelm Genazino: „Fremde Kämpfe“ (1986)	
Christoph Hein: „Drachenblut“ (1982)	
Intermezzo: Wahlverwandtschaften V	
Dieter Wellershoff: „Der Liebeswunsch“ (2000)	151
Sechstes Kapitel	
Konzeptionen der Liebe	157
Markus Werner: „Am Hang“ (2004)	
Undine Gruenter: „Der verschlossene Garten“ (2004)	
Siebtes Kapitel	
Geschlechterkämpfe	180
Hera Lind: „Das Superweib“ (1994)	
E. Marlitt: „Im Hause des Kommerzienrates“ (1877)	
Ausblick	203

Einleitung

Es gibt Nächte, in denen sich der Schlaf einfach nicht einstellen will. Um den Kreislauf der Gedanken zu durchbrechen, stehe ich dann wieder auf, esse noch etwas und wandere ziellos durch die derzeit 33 frei empfangbaren Fernsehkanäle. Mittlerweile weiß ich sehr wohl, was mich erwartet, aber ich tue es trotzdem. Während die öffentlich-rechtlichen Fernsehanstalten Tages- und Abendprogramme wiederholen, ist auf den meisten privaten Kanälen die Geisterstunde in vollem Gange. Allerdings ist dieser Spuk, der etwa gegen Mitternacht einsetzt, nicht nach einer Stunde vorbei. Erst in den frühen Morgenstunden ziehen sich diese Geister der Moderne zurück. Doch bevor es soweit ist, wird man Zeuge eines wahren Hexentanzes: Weissagerinnen aller Art beraten am Telefon schlaflose Menschen mit Beziehungsproblemen; Softversionen von Pornofilmen verbergen mühsam das, was sehr wohl getan wird, allerdings nur in der Hardcore-Version als Video oder DVD vollends zu bestaunen ist; barbusige Blondinen, in Planschbecken voller Papiergeld lümmelnd, moderieren Rätselspiele; Playmate-Porträts im Playboy-TV werden abgelöst durch Sendungen, in denen mit – vorgeblich – versteckter Kamera festgehalten wird, wie Männer durch nackte Frauen in öffentlichen Räumen aus der Fassung gebracht werden; Strip-Poker-Partien untermalen eingblendete SMS-Botschaften, die zur Kontaktaufnahme via Handy auffordern – und all das wird im 20-Minuten-Rhythmus unterbrochen durch Werbeblöcke, die nun in der Tat zur Sache kommen: In ewiger Wiederkehr des Gleichen werden Telefonnummern eingblendet und wiederholt, die in kurzen, nahtlos aufeinander folgenden Spots von vielleicht 15 Sekunden Länge zum Telefonsex auffordern. Da mimen schlechte Schauspielerinnen höchste Erregung oder ungeduldige Erwartung; mit plump-zweideutigem Blick lecken Frauen mit feuchten Lippen ihren gestreckten Zeigefinger ab; kompromißlos dreinschauende Frauen in Lack und Leder fordern mit der Peitsche in der Hand unbedingten Gehorsam; eben noch versprochen ‚blutjunge Mädchen‘, wahlweise auch ‚tschechische Mädchen‘ die Erfüllung aller Träume, während jetzt bereits ‚Oma‘ ihre ausladenden Brüste massiert und verspricht, ‚es dir zu machen‘. Einst tanzten die Hexen nur in der Nacht zum ersten Mai; mittlerweile hat es den Anschein, als nähme die moderne Neuaufgabe der Walpurgisnacht überhaupt kein Ende mehr.

Am Wochenende gibt es allerdings in den Morgenstunden zwischen sieben und zehn Gelegenheit zur Läuterung. Unter dem Titel *Antworten aus Gottes Wort* bietet *Das Vierte* freikirchlichen Fernsehpredigern die Möglichkeit, über ihre stets gefüllten Gotteshäuser hinaus das Fernsehpublikum zur Umkehr aufzufordern. Neben amerikanischen Evangelikalen, die aus dem Off heraus simultan übersetzt werden, sprechen von der *Fernseh-Kanzel* auch deutsche Geistliche, deren Bibelauslegungen über das Missionswerk Arche in Hamburg als DVD oder Video vertrieben werden. Stets geht es um die Umkehr zu Gott und um das freudige Bekenntnis zu einem Leben in der Nachfolge Jesu Christi. Immer wieder ist es das sechste Gebot, „Du sollst nicht ehebrechen“ (2 Mose 20,17), das die Fernsehprediger zitieren. Und von hier aus ist der Weg nicht weit zur Mahnung der Bergpredigt, in der Jesus Christus spricht: „Ihr habt gehört, daß gesagt worden ist: Du sollst nicht die Ehe brechen. Ich aber sage euch: Wer eine Frau auch nur lüstern ansieht, hat in seinem Herzen schon Ehebruch mit ihr begangen.“ (Mt 5,27-28) Die Gesichter der Geistlichen verraten keinerlei Zweifel, nur Gewißheit, Begeisterung und seliger Glanz sprechen aus ihren Augen – und der Szenschwenk auf die lauschende Gemeinde verrät auch nichts anderes. Mich erinnern diese Fernsehprediger immer wieder an Mittler, jenen „wunderlichen Mann“ aus Goethes *Wahlverwandtschaften*, der die Rettung in die Krise geratener Ehen zu seiner ausschließlichen, mit Hingabe wahrgenommenen Pflicht gemacht hat.

Was ist skandalös? Das nächtliche Treiben auf dem virtuellen Blocksberg dürfte so manchem Gläubigen als Inferno, als Teufelswerk erscheinen, vielleicht aber hilft es dem einen oder anderen über seine nächtliche Einsamkeit hinweg. Der morgendliche Aufruf zur Umkehr mag einigen Trost und Stabilität in einer heillos gewordenen Welt bedeuten, während andere darin nichts anderes sehen als fundamentalistische klerikale Indoktrination.

Klar ist, daß die angesprochenen Extreme sich in einem Spannungsfeld befinden, daß durch die beiden Pole Sitte und Sex erzeugt wird. Ebenso klar ist jedoch auch, daß beide Extreme ihren gemeinsamen Nenner finden in der – normal und alltäglich gewordenen – Kommerzialisierung jeder nur denkbaren menschlichen Lebensäußerung. Sex und Religion sind in einer von den Medien beherrschten Welt gleichermaßen zur Ware geworden. Wer was und aus welchen Motiven und Überzeugungen heraus konsumiert und womöglich als seine Wahrheit begreift, ist den Menschen selbst überlassen. Es existieren keine übergeordneten Institutionen oder Instanzen mehr, die allgemein verbindliche Normen, Werte oder Lebensregeln festlegen

könnten. Die Demarkationslinie bildet allein noch das Strafgesetzbuch: Kinderpornographie, sexueller Mißbrauch und Vergewaltigung stehen unter Strafe wie der Aufruf zur Gewalt im Namen Gottes. Sieht man von den Straftatbeständen einmal ab, ist alles erlaubt. Was man macht oder unterläßt, muß man selbst entscheiden. Was aber ist zu tun, wenn einem die Maßstäbe des eigenen Handelns gar nicht so klar sind, wenn man – womöglich – in einer lebensgeschichtlichen Krise steckt?

In einer solchen Lebenskrise befinden sich alle vier Protagonisten in Dieter Wellershoffs Roman *Der Liebeswunsch* (2000). Zwischen zwei Frauen stehend, sinniert Paul: „Sie jedoch waren sich einig, daß er zwischen ihnen wählen müsse. Das war eine Zumutung, die nicht zu ihm paßte. Sie waren beide überzeugt, die einzig Richtige für ihn zu sein. Beide gaben sie ihm zu verstehen, daß er falsch lebte. Aber das richtige Leben gab es vielleicht nicht. [...] Wieder überkam ihn eine Welle von Müdigkeit, die die Begriffe auflöste. Das richtig Falsche und das falsche Richtige – Strudel, die an ihm vorbeitrieben.“ Anja, die jüngere der beiden Frauen, denkt: „Und was konnte verkehrt sein in einer Welt, in der es nichts Richtiges gab? [...] Das Verkehrte in einer Welt, in der nichts richtig war. Was bedeutete das? War alles gleich? Konnte man alles tun oder bleiben lassen?“ Und Leonhard, von Anja mit Paul, seinem besten Freund, betrogen, befindet voller Verbitterung: „Paul war ein anderes Problem. Er war der Verführer und Betrüger, den man früher zum Duell herausgefordert und erschossen hätte. Jetzt hatten Leute wie er einen Freibrief für ihr Treiben, denn die Gesellschaft hatte sich moralisch aus diesen Bereichen des Lebens zurückgezogen und sie der Willkür und der allgemeinen Unordnung überlassen. Jeder durfte jeden tödlich verletzen, wenn es nicht gerade mit dem Messer oder der Pistole geschah.“ Das richtige Falsche und das falsche Richtige in einer Welt, in der alles erlaubt ist, weil sich die Gesellschaft als ordnende Instanz verabschiedet hat: prägnanter kann man das Dilemma der Freiheit in unserer heutigen Gesellschaft kaum auf den Punkt bringen.

Darüber hinaus hat es gerade Leonhards Äußerung in sich. Denn was er vermutlich nicht weiß, hat sein Erfinder Dieter Wellershoff sehr genau im Blick: Paul „war der Verführer und Betrüger, den man früher zum Duell herausgefordert und erschossen hätte.“ Worauf spielt Wellershoff an? Es ist Baron von Innstetten, der im Duell den Bezirkskommandanten und Frauenhelden Crampas tötet, nachdem er von dessen Affäre mit seiner Frau Effi, geborene Briest, erfahren hat. Die Wiederherstellung seiner Ehre macht ihn nicht eben glücklich, aber er handelt noch in Übereinstimmung mit

den gesellschaftlichen Normen seiner Zeit. Innstetten, der vor seiner Entscheidung einen Prozeß voller Selbstzweifel durchläuft, repräsentiert eine Gesellschaft, deren ethische und moralische Grundlagen gegen Ende des 19. Jahrhunderts aufzuweichen beginnen. Knapp hundert Jahre vor Theodor Fontanes *Effi Briest* (1895) kann davon noch keine Rede sein. In Goethes großem tragischen Eheroman *Die Wahlverwandtschaften* von 1809 erweisen sich die moralischen Grundlagen der Gesellschaft noch als unbeugsame und unerbittliche Kraft. Folglich triumphiert am Ende das Sittliche – und muß nach Goethes eigener Ansicht auch triumphieren. Von der Unerbittlichkeit zur Gleichgültigkeit, so ließe sich der von Goethe über Fontane zu Wellershoff gespannte Bogen in einem Schlagwort fassen.

Damit ist auch der Rahmen meiner Wanderung durch die Literatur im Spannungsfeld von Sitte und Sex abgesteckt: skandalöse Geschichten aus zwei Jahrhunderten, die nach ihrem Erscheinen für eine Aufregung sorgten, über die wir uns heute nur noch wundern können; aber auch Geschichten, die ihren provozierenden Charakter durch die Zeit hindurch bewahrt haben.

Das erste Kapitel entfaltet den eben skizzierten Rahmen am Beispiel zweier Romane, die ziemlich genau zwei Jahrhunderte auseinander liegen. In Goethes *Wahlverwandtschaften* (1809) fordert, wie schon erwähnt, das Sittliche unerbittlich sein Recht. Und deshalb ist der tragische Ausgang der Geschichte von Anfang an auch vorgezeichnet. Aber auch die Protagonisten in Katharina Hackers Roman *Die Habenichtse*, 2006 mit dem Deutschen Buchpreis ausgezeichnet, schlittern beinahe in eine Katastrophe, dies allerdings in einer Gesellschaft, die es ihnen selbst überläßt, ob sie in ihrem Leben scheitern – oder nicht.

Danach trete ich dann meine Wanderung durch die beiden Jahrhunderte an. Im zweiten Kapitel dieser kleinen Sittengeschichte befinde ich mich im späten 19. Jahrhundert. Die sittlich-moralischen Maßstäbe der bürgerlichen Gesellschaft sind noch weitgehend intakt. Ehebrüche, aber auch unstandesgemäße Liebesbeziehungen sind noch immer Stoff für gesellschaftliche Skandale, und zwar im Leben wie in der Literatur. Theodor Fontane mit *Irrungen, Wirrungen* (1888) und Eduard von Keyserling mit *Wellen* (1911) erzählen solche Geschichten, während Marie Wegrainer in ihrem *Lebensroman einer Arbeiterfrau* (1913) die dunkle Kehrseite der bürgerlichen Welt beleuchtet. Sie erzählt aus ihrem eigenen Leben als Küchenmagd und Kammerjungfer in wechselnden Dienstverhältnissen. Doch so oder so: Den Liebenden außerhalb der gesellschaftlichen Regeln ist zu dieser Zeit noch kein

Happy-end beschieden. Denn sie leben und lieben noch immer unter versteinerten gesellschaftlichen Verhältnissen.

Das ändert sich nach dem ersten Weltkrieg von Grund auf. In der Weimarer Republik scheint nicht nur die Welt außer Rand und Band, auch die bürgerlichen Moral- und Ordnungsvorstellungen sind aus den Fugen geraten. Also machen sich Schriftstellerinnen und Schriftsteller daran, literarische Diagnosen über ihre so konfuse Gegenwart zu erstellen. Und natürlich fallen diese Diagnosen höchst unterschiedlich aus, sei es in Hans Falladas *Kleiner Mann – was nun?* (1932), in Irmgard Keuns *Das kunstseidene Mädchen* (1932) oder in Erich Kästners Roman *Fabian* (1931). So unterschiedlich diese Texte auch sind, was sie verbindet ist der große Schrecken, der ihren Autoren gleichermaßen in die Glieder gefahren ist: das Erschrecken über eine Welt, die sich in kürzester Zeit bis zur Unkenntlichkeit verändert hat.

Auch der zweite Weltkrieg bedeutete eine gravierende Zäsur – allerdings unter umgekehrten Vorzeichen. Denn in den fünfziger und frühen sechziger Jahren dominieren erneut die bürgerlichen Vorstellungen von Sitte und Anstand. Heinrich Bölls *Das Brot der frühen Jahre* (1955) ist ganz und gar ein Kind dieser lustfeindlichen Zeit, in der alles, was mit Sexualität zu tun hatte, tabuisiert war. Alles andere als prude ist dagegen Bölls Zeitgenosse Alfred Andersch in seinem Roman *Die Rote* (1960). Doch für beide Autoren gilt, daß sie mit ihren Romanen nach einem Neuanfang suchten und Orientierung bieten wollten in einer Welt, in der der wirtschaftliche Aufschwung klar im Vordergrund stand.

Der ist in den siebziger Jahren bereits weit vorangeschritten. Aber natürlich kam es auch in diesen Jahren so, wie es immer kommen muß: Die veränderten Zeiten führen zu neuen Problemen – und zwar auch in Sachen Liebe. Die Menschen leben mittlerweile in einer Gesellschaft des erlebnisorientierten Konsums, zu dem jetzt auch – ganz selbstverständlich – der Sex und die Erotik gehören. Denn der Schock der Aufklärungswelle Ende der sechziger Jahre ist längst überwunden. Auf der anderen Seite erlebt die Republik zum ersten Mal das Phänomen der Massenarbeitslosigkeit, das uns bis heute begleitet. Wie also lebte und liebte es sich in einer Zeit der befreiten Sexualität, allerdings unter dem Damoklesschwert des drohenden sozialen Abstiegs. Eben dies thematisiert Wilhelm Genazino in seinem Roman *Fremde Kämpfe* (1984). Ihm an die Seite gestellt habe ich Christoph Heins Novelle *Drachensblut* (1982). Denn auch in der DDR wurde die Liebe in jenen Jahren komplizierter. Und das Erstaunliche ist, daß der Vergleich Liebe West – Liebe Ost weit mehr Parallelen aufweist, als man zunächst annehmen würde.

Ja, die Liebe ist in den letzten Jahrzehnten immer komplizierter geworden. Seit der Emanzipationsbewegung und der Bildungsexpansion in den siebziger Jahren begegnen sich Frauen und Männer auf Augenhöhe – und das nicht nur auf dem Arbeitsmarkt, sondern auch in der Beziehung. Also gibt es viel zu verhandeln zwischen zwei Liebenden, die beide beruflich vorankommen wollen und womöglich ganz unterschiedliche Vorstellungen mit Blick auf die gemeinsame Zukunft haben. Und hinzu kommen sehr wahrscheinlich auch noch unterschiedliche Vorstellungen von der Liebe. Was ist die Liebe: ein ewiger Traum in Weiß oder die Kunst der Verführung? Und wie erfüllt sich wahre Liebe: im Zauber des Augenblicks oder in der Dauer eines gemeinsam bewältigten Alltags? Das sind nur einige Aspekte unterschiedlichster Liebeskonzepte, die heute nebeneinander existieren. Um Konzeptionen der Liebe geht es sowohl in Markus Werners Roman *Am Hang* (2004) als auch in Undine Gruenters *Der verschlossene Garten* (2004).

Abschließend konnte ich es mir nicht verkneifen, ein Kapitel der erfolgreichsten deutschen Romanautorin der neunziger Jahre zu widmen. Was Hera Lind erzählt und wie sie erzählt, war nicht nur ungeheuer erfolgreich beim lesenden Publikum, es ist auch sehr aufschlußreich mit Blick auf die Auseinandersetzungen zwischen Frauen und Männern, wie sie heute an der Tagesordnung sind. Allein schon der Titel *Das Superweib* (1994) propagiert nicht nur den Triumph der modernen Frau von heute, er fordert auch die Männer heraus, sich in Zeiten weitestgehender Gleichberechtigung der Geschlechter auf sich selbst zu besinnen und über die eigene Situation nachzudenken. Das mache ich in diesem siebten und letzten Kapitel – auch unter Einbezug eines nicht minder erfolgreichen Frauenromans vergangener Zeiten. Ich meine E. Marlitts *Im Hause des Kommerzienrates* aus dem Jahre 1877. –

– Noch nie gehört? Macht nichts. Denn mein Streifzug durch die Literatur zweier Jahrhunderte setzt die Kenntnis der besprochenen Romane und Novellen *nicht* voraus. Überall dort, wo es zum Verständnis meiner Lesart nötig ist, habe ich die Handlungsverläufe zuvor skizziert. Allerdings wäre es schön, wenn meine Ausführungen neugierig machen würden. Vielleicht haben Sie ja anschließend Lust, den einen oder anderen Text selbst zu lesen – oder erneut zu lesen.

Doch bevor ich starte, möchte ich mich noch in ausdrücklicher Form bedanken. Und dieser Dank gilt Birgit Vanderbeke. Denn sie ist es gewesen, die in einem fleißigen E-Mail-Verkehr zwischen dem Münsterland und Südfrankreich den Entstehungsprozeß dieses Essays von Anfang an in

kritisch-konstruktiver Weise begleitet hat. Und schließlich war sie es auch, die dem Ganzen zuletzt noch einen eigenen Stempel in Gestalt eines griffigen Titels aufgedrückt hat: Sitte – Sex – Skandal. Die Liebe in der Literatur seit Goethe.

Erstes Kapitel

Von der Unerbittlichkeit zur Gleichgültigkeit

Johann Wolfgang von Goethe: „Die Wahlverwandtschaften“ (1809)

Katharina Hacker: „Die Habenichtse“ (2006)

Wenn ich über den Zusammenhang von Literatur und Gesellschaft nachdenke, ist es für mich immer noch erhellend, in Ulrich Becks Studie *Risikogesellschaft* aus dem Jahre 1986 zu blättern. Mittlerweile gehört dieses Buch zu den modernen Klassikern der Soziologie. Und obwohl es bereits 20 Jahre alt ist, beschreibt Beck darin in für mich noch immer gültiger Weise zumindest einige der Grundlagen unserer modernen westlichen Welt. Eine von Becks Kernthesen ist die einer umfassenden Pluralisierung von Lebensformen und Lebensstilen. Spätestens seit den siebziger Jahren ist es, so Beck, „eben nicht mehr klar, ob man heiratet, wann man heiratet, ob man zusammenlebt und nicht heiratet, heiratet und nicht zusammenlebt, ob man das Kind innerhalb oder außerhalb der Familie empfängt oder aufzieht, mit dem, mit dem man zusammenlebt, oder mit dem, den man liebt, der aber mit einer anderen zusammenlebt, vor oder nach der Karriere oder mitten drin.“ Dieser Satz ist beim ersten Lesen so verwirrend wie die heutigen Liebesverhältnisse. Männer und Frauen haben heutzutage umfassende Wahlmöglichkeiten auf dem Weg zum privaten Glück. Doch sind diese Wahlmöglichkeiten zugleich auch Wahlzwänge. Denn schließlich muß man darüber nachdenken, wie man leben möchte, und sich zuletzt auch entscheiden, was man tun will und was nicht.

Die kaum mehr überschaubare und erst recht nicht mehr normierbare Vielfalt unterschiedlicher Lebensformen und Lebensstile gilt Modernisierungstheoretikern wie Ulrich Beck als Teilmoment dessen, was er die zweite Moderne nennt. Der Begriff zweite Moderne grenzt die heutige Gesellschaft deutlich ab von der Industriegesellschaft des 19. Jahrhunderts. Sie erscheint als die erste Moderne nach dem Ende der feudalen Gesellschaft. Die vorrangigen Kennzeichen der Industriegesellschaft des 19. und frühen 20. Jahrhunderts, Beck spricht von deren Sozialformen, sind relativ leicht zu benennen: Die Gesellschaft war hierarchisch angelegt, in unterschiedliche

Klassen und Schichten gegliedert. Die Klassengrenzen zwischen dem Großbürgertum, dem Kleinbürgertum und der Arbeiterschaft, zwischen der Oberschicht, der Mittelschicht und der Unterschicht waren relativ starr, die soziale Mobilität zwischen den einzelnen Schichten deshalb eher gering. Die Familie besaß hohes Ansehen und galt als Keimzelle der Gesellschaft. Mit ihrer Berufstätigkeit sorgten die Männer für die materielle Absicherung der Familien, während die Frauen ihre Rolle als Hausfrau und Mutter im Rahmen der bürgerlichen oder proletarischen Kleinfamilie zu erfüllen hatten. All diese Sozialformen und Rollenmuster sind, so Ulrich Beck, in der zweiten Moderne der Gegenwart in Auflösung begriffen. Insbesondere die Frauen befreiten sich oder wurden befreit aus dem bis dahin schicksalhaft auferlegten Joch ihres allein häuslichen Aufgabenfeldes. Bildung, Beruf, freie Wahl der Liebespartner, der Lebensform und des Lebensstils – all das steht heute, zumindest der Möglichkeit nach, Männern wie Frauen im gleichen Maße offen. Ulrich Beck spricht in diesem Zusammenhang von einem umfassenden „historischen Kontinuitätsbruch“, von der Freisetzung aller Individuen – und insbesondere der Frauen – „aus traditionellen Klassenbindungen und Versorgungsbezügen der Familie“. Niemals zuvor habe es in der Menschheitsgeschichte eine Phase solch umfassender Wahlmöglichkeiten für den einzelnen gegeben. Frauen wie Männer der Gegenwart sind, so Ulrich Beck, „Kinder der Freiheit“.

Kinder der Freiheit sind auch Isabelle und Jakob, die beiden Hauptfiguren in Katharina Hackers 2006 erschienenen Roman *Die Habenichtse*. Beide sind Anfang dreißig, beide sind in ihrem jeweiligen Beruf erfolgreich: sie als Graphikdesignerin in einer Berliner Werbeagentur, er als Rechtsanwalt in einer erfolgreichen Anwaltskanzlei. Überdies stammen beide aus wohlhabenden Elternhäusern. In ihrer Freiburger Studentenzeit hatten Isabelle und Jakob eine kurze Affäre. Zehn Jahre später, im September 2001 – und hier setzt die Handlung des Romans ein – begegnen sie sich zufällig in einer Berliner Kneipe wieder, verlieben sich, heiraten ein Jahr später noch in Berlin, bevor Jakob zu Beginn des Jahres 2003 in eine Anwaltskanzlei nach London wechselt. Isabelle folgt ihm wenige Monate später, ohne ihr Berliner Beschäftigungsverhältnis aufgeben zu müssen: ihre Aufträge erledigt sie vom heimischen PC aus. Isabelle und Jakob haben alles. Sie sind noch jung, beide sind attraktiv. Beruflich sind sie abgesichert mit Aussicht auf weitere Karriereschritte. Geld spielt in all ihren Entscheidungen und Handlungen im Grunde keine Rolle. Man hat es eben. Und doch sind sie, zumindest aus Sicht der Autorin, Habenichtse.

Von ihrer leidenschaftlichen Liebe haben Eduard und Ottilie in Goethes *Wahlverwandtschaften* von 1809 letztlich auch nichts. Nur einmal bemächtigt sich ihrer die Hoffnung auf eine gemeinsame glückliche Zukunft: „Die Hoffnung fuhr wie ein Stern, der vom Himmel fällt, über ihre Häupter hinweg. Sie wähten, sie glaubten einander anzugehören; sie wechselten zum erstenmal entschiedene, freie Küsse und trennten sich gewaltsam und schmerzlich.“ Doch die Hoffnung trägt. Denn dieser kurze glückliche Moment bildet den Auftakt einer ganzen Serie verhängnisvoller Ereignisse, an deren Ende der Tod beider steht. Ottilie hungert sich in der Ausweglosigkeit ihrer Situation zu Tode, und Eduard stirbt buchstäblich an gebrochenem Herzen. Warum ein solch katastrophales Ende? Die Antwort ist einfach: Eduard, ein Baron „im besten Mannesalter“, ist verheiratet, und zwar mit Charlotte, die einst seine Jugendliebe gewesen war. Beide wurden jedoch aus familienpolitischem Kalkül anderweitig verheiratet. Und erst nach dem Tod ihrer jeweiligen Gatten wurde der Weg frei für eine Ehe, in der allerdings nicht mehr die große Liebe von einst, sondern ein freundschaftliches und harmonisches Miteinander den Ton angibt. Diese Ehe steht nun mit dem Erscheinen Ottilies auf dem Spiel, wird durch die leidenschaftliche Liebe zwischen Eduard und Ottilie in Frage gestellt. Goethe entfaltet nun in seinem Roman den Kampf des Sittlichen (der Ehe) mit dem Sinnlichen (der Liebe) – und für ihn selbst war klar, wie der dargestellte Kampf im Roman auszugehen hat: „In solchen Darstellungen muß stets das Sinnliche Herr werden, aber bestraft durch das Schicksal [...]; so muß Ottilie karterieren und Eduard desgleichen, nachdem sie ihrer Neigung freien Lauf gelassen. Nun feiert erst das Sittliche seinen Triumph.“ Es ist die gesellschaftliche Ordnung, in deren Mittelpunkt die zentrale Institution der Ehe steht, die am Ende triumphiert: gleichbedeutend mit dem Tod Ottilies und Eduards. Ihre Liebe, die nicht sein darf, steht im Zeichen gesellschaftlicher Unerbittlichkeit.

Aber warum sind Isabelle und Jakob am Ende kaum glücklicher, nur um Haaresbreite einer ebenfalls sich abzeichnenden Katastrophe entronnen? Was Eduard und Ottilie vergebens ersehnten, steht Isabelle und Jakob völlig frei. Und damit nicht genug: Sie können heiraten oder auch nicht, sich scheiden lassen, wenn es denn sein muß, Kinder bekommen oder der Karriere den Vorzug geben; sie konnten vor oder können auch neben der Ehe andere sexuelle Erfahrungen sammeln, vor oder in der Ehe mit gleichgeschlechtlichem Sex experimentieren, zu zweit oder zu dritt – all das können sie, und vieles davon tun sie auch im Verlaufe des Romans – und doch sind sie nicht glücklich. Ihre Liebe, der nichts im Wege steht, steht im Zeichen gesellschaftlicher

Gleichgültigkeit. Denn die Gesellschaft, die ihnen alle Freiheiten läßt, sofern sie nicht mit dem Strafgesetzbuch kollidieren, überträgt die Verantwortung für das eigene Glück oder Unglück den Menschen selbst: eine hohe Verantwortung, der Isabelle und Jakob nicht gewachsen sind.

Unter diesem Blickwinkel möchte ich mich im weiteren mit beiden Romanen beschäftigen. 200 Jahre liegen zwischen ihnen; 200 Jahre, in denen sich auf gesellschaftlicher Ebene nahezu alles verändert hat – nur nicht die Möglichkeit, glücklich zu werden oder zu scheitern. Beginnen wir mit Goethes *Wahlverwandtschaften*.

Leidenschaft und Sittlichkeit

Nach ihrer späten Heirat leben Eduard und Charlotte ein ruhiges und harmonisches Leben auf Eduards Schloß. Um ein wenig mehr Abwechslung und Geselligkeit in den Alltag zu bringen, schlägt Eduard zu Beginn des Romans vor, den derzeit unbeschäftigten Hauptmann Otto, einen Jugendfreund, aufs Schloß zu holen, auch: um mit ihm gemeinsam die Verwaltung des Schlosses besser und effizienter zu gestalten. Im Gegenzug bittet Charlotte ihren Mann, Otilie, die ihr seit langem schon ans Herz gewachsene Tochter einer alten Freundin aus ihrem Pensionatsdasein zu erlösen und gleichfalls im Schloß unterzubringen. Natürlich willigt Eduard, dem Otilie nur einmal flüchtig vorgestellt wurde, ein. Charlotte hatte damals diese Begegnung zwischen Eduard und Otilie herbeigeführt, weil sie insgeheim den Plan verfolgte, eine Verbindung zwischen ihrem Sorgenkind Otilie und dem frei gewordenen Eduard zu stiften. Der Plan schlug aber fehl, weil Otilie auf Eduard keinen Eindruck gemacht hatte. Aber das ist schon eine Weile her, und jetzt wird zunächst der Hauptmann als neuer Gast auf dem Schloß begrüßt. Man vertreibt sich zu dritt abends die Zeit mit allerlei gelehrten Unterhaltungen, unter anderem über die reizvolle Frage, ob physikalische oder chemische Naturvorgänge übertragbar seien auf die menschlichen Verhältnisse. In diesem Zusammenhang kommt es zur berühmten und titelgebenden Gleichnisrede des Hauptmanns über Wahlverwandtschaften in der Chemie. Otilie trifft wenige Tage später ein und fügt sich sogleich aufs glücklichste ein in die gemeinsam mit Charlotte übernommenen Haushaltspflichten. Fortan verbringt man die Abende zu viert und schon bald zeigt sich, in welchem Maße Eduard und Otilie, aber auch Charlotte und der Hauptmann jeweils füreinander wachsende Sympathie, ja Liebe empfinden. Obgleich für alle

offenkundig ist, wie sich die Gewichte verschieben, halten alle still, bis es zu jener denkwürdigen und folgenreichen Nacht kommt, in der Eduard und Charlotte, beide mit ihren Gedanken woanders, ein Kind zeugen. Damit gerät die bis dahin mühsam aufrecht erhaltene Balance aus den Fugen. Ihre Schwangerschaft ist für Charlotte ein Zeichen der Besinnung und Umkehr zurück zu Eduard. Nicht so für Eduard: er hat mittlerweile nur noch Augen und Ohren für Ottilie. Es kommt zu offenen Konflikten, Charlotte will von einer Scheidung nichts wissen, und Eduard verläßt zwischenzeitlich völlig verzweifelt das Schloß. Schließlich bringt Charlotte einen Jungen zur Welt, um den sich Ottilie, hin- und hergerissen zwischen ihrer Liebe zu Eduard und ihrer Pflicht zur Entsagung, liebevoller und fürsorglicher kümmert als Charlotte selbst. Bei der Taufe des Kindes kommt es zu einem tragischen Zwischenfall. Der alte Geistliche, der die Taufe vornimmt, erleidet einen Schwächeanfall und stirbt. Doch ungeachtet solch unglücklicher Vorzeichen scheint sich bald darauf das Blatt zu wenden. Charlotte scheint bereit, in die Scheidung einzuwilligen. Es kommt zu jener kurzen glücklichen Szene, in der Eduard und Ottilie, von Hoffnung beseelt, freiere Küsse tauschen. Doch unmittelbar anschließend nimmt das Verhängnis seinen Lauf. Durch eine Unachtsamkeit Ottilies ertrinkt das Kind in dem zum Schloß gehörigen See. Von Schuldgefühlen überwältigt, beschließt Ottilie, endgültig ihrer Liebe zu Eduard zu entsagen – und bricht mit diesem unumstößlichen Entschluß aber auch Eduards Herz. Wie im ersten Teil des Romans verbringen zuletzt wieder Eduard, Charlotte, Ottilie und der Hauptmann die Abende gemeinsam auf dem Schloß. Doch nichts ist mehr so, wie es einst war. Von den anderen unbemerkt, verzichtet Ottilie auf jegliche Nahrung, hungert sich zu Tode. Und Eduard? Er stirbt kurz nach der Beerdigung Ottilies am Übermaß seines Kummers. Gemeinsam in der Schloßkapelle aufgebahrt, finden die beiden im Tod jenen Platz nebeneinander, der ihnen im Leben verwehrt geblieben war.

Diese Hinweise zum Handlungsverlauf sollen genügen. Wer den Roman kennt, der weiß, daß ich vieles ausgeklammert habe – nicht jedoch jene Stellen, die als Dreh- und Angelpunkte der Handlung auch für die Analyse des Romans unverzichtbar sind: die Gleichnisrede über Wahlverwandschaften in der Natur, die Zeugung und Taufe des Kindes – und schließlich dessen Tod als Anfang vom bitteren Ende. Diese Stellen werde ich im weiteren ausführlicher zitieren und genauer besprechen. Wie und warum Goethe selbst das bittere Ende seines Romans für unerläßlich hielt, habe ich bereits erwähnt. Im Übrigen sah sich Goethe zu seiner drastischen Äußerung auch deshalb genötigt, weil so manch sittenstrenger Kritiker am skandalösen Geschehen

des Romans moralisch Anstoß genommen hatte: „Otilie muß karterieren und Eduard desgleichen...“ Doch obwohl am Ende das Sittliche triumphiert, fragwürdig ist dieser Triumph bei genauerem Hinsehen allemal. Denn im Text läßt sich eine große Zahl künstlerisch gestalteter Motivverbindungen und Symbole aufspüren, die dem Roman jede Eindeutigkeit nehmen und deshalb auch keine eindeutige Lesart des Ganzen zulassen. So wenig der Erzähler in den *Wahlverwandtschaften* für oder gegen seine Figuren letztlich Partei ergreift, so offen und unentschieden bleibt zuletzt eine Darstellung, der es ganz offensichtlich um die Gestaltung eines tragischen, weil unlösbaren Konflikts geht, und eben nicht um die Verherrlichung eines sittlichen Gesetzes, dessen Macht die Liebenden allerdings unerbittlich erfahren müssen.

Die Liebe – eine Naturnotwendigkeit?

In dem berühmten Gespräch zwischen dem Hauptmann, Eduard und Charlotte über chemische Verbindungen, über Scheidungen, Verwandtschaften, sogar Wahlverwandtschaften in der Natur, äußert sich der Hauptmann über die möglichen Reaktionen vier verschiedener Elemente: Diese „Fälle sind allerdings die bedeutendsten und merkwürdigsten, wo man das Anziehen, das Verwandtsein, dieses Verlassen, dieses Vereinigen gleichsam übers Kreuz wirklich darstellen kann, wo vier bisher je zwei zu zwei verbundene Wesen, in Berührung gebracht, ihre bisherige Vereinigung verlassen und sich aufs neue verbinden. In diesem Fahrenlassen und Ergreifen, in diesem Flihen und Suchen glaubt man wirklich eine höhere Bestimmung zu sehen; man traut solchen Wesen eine Art von Wollen und Wählen zu und hält das Kunstwort ‚Wahlverwandtschaften‘ für vollkommen gerechtfertigt.“ Charlotte zeigt sich mit dem Einwand, hier handele es sich doch wohl um „Naturnotwendigkeit“ und nicht um eine „Wahl“, eher skeptisch. Der Hauptmann insistiert allerdings und malt in wahrhaft farbenfreudiger Weise die lebendigen Wechselwirkungen verschiedener Stoffe aus: „Man muß diese tot scheinenden und doch zur Tätigkeit innerlich immer bereiten Wesen wirkend vor seinen Augen sehen, mit Teilnahme schauen, wie sie einander suchen, sich anziehen, ergreifen, zerstören, verschlingen, aufzehren und sodann aus der innigsten Verbindung wieder in erneuter, neuer, unerwarteter Gestalt hervortreten: dann traut man ihnen erst ein ewiges Leben, ja wohl gar Sinn und Verstand zu, weil wir unsere Sinne kaum genügend fühlen, sie recht zu beobachten, und unsre Vernunft kaum hinlänglich, sie zu fassen.“ Wahrhaftig: Des

Hauptmanns Rede erscheint wie eine geraffte Vorwegnahme all dessen, was sich zumindest zwischen Eduard und Ottilie durch ihre leidenschaftliche Liebe in der Folgezeit ereignen wird: vom Einander-Schauen über das Ergreifen bis zur letztendlichen Zerstörung. Eduard versucht das Streitgespräch zwischen Charlotte und seinem alten Freund diplomatisch zu schlichten, indem er den Gleichnischarakter des Ganzen spielerisch auf die beteiligten Personen überträgt: „Du stellst das A vor, Charlotte, und ich dein B; denn eigentlich hänge ich doch nur von dir ab und folge dir wie dem A das B. Das C ist ganz deutlich der Kapitän, der mich für diesmal dir einigermaßen entzieht. Nun ist es billig, daß, wenn du nicht ins Unbestimmte entweichen sollst, dir für ein D gesorgt werde, und das ist ganz ohne Frage das liebenswürdige Dämchen Ottilie“ – die ja noch gar nicht eingetroffen ist. Hätten die Beteiligten auch nur geahnt, mit welchem Feuer sie in diesem angenehmen Plauderstündchen bereits spielen! Eduard, das wissen wir, wird sich mit seinem Zuordnungsvorschlag gewaltig irren. Charlotte hingegen wird erkennen müssen, daß leidenschaftliche Liebe den freien Willen außer Kraft setzt, eher einer Naturnotwendigkeit gleicht. Und auch der Hauptmann ist in gewisser Weise auf dem Holzweg. Denn in seiner Gleichnisrede übersieht er, ebenso wie Eduard, einen nicht unbedeutlichen Sachverhalt. Die „vier bisher je zwei zu zwei verbundenen Wesen“ seiner Versuchsanordnung lassen sich mitnichten umstandslos auf unsere vier Protagonisten übertragen. Denn anders als Charlotte und Eduard, das A und B, war er niemals zuvor mit Ottilie, dem C und D, verbunden; er kennt sie nicht einmal. Das Ganze ist nichts weiter als ein geistreiches Geplauder. Die Zukunft, die niemand vorhersieht, wird als Verhängnis über unsere Protagonisten hereinbrechen. Und dabei wird der gelehrte Verweis auf natürliche Gesetzmäßigkeiten auch nichts nützen.

Aber wie läßt sich jene Macht beschreiben, die bald schon alle in ihren Bann ziehen wird? Gewiß: es ist die Liebe, die alle zuvor gehegten Zukunftspläne über den Haufen werfen wird. Ist sie – womöglich – eine von Gott gestiftete Kraft?

Die Liebe – eine göttliche Kraft?

Tatsache ist jedenfalls, daß der Roman kaum eine Gelegenheit ausläßt, die Liebe zwischen Ottilie und Eduard mit der Aura göttlichen Glanzes auszustatten. Man kann in ihr, wie der Hauptmann es ausdrückte, „wirklich eine

höhere Bestimmung sehen“ – es sei denn, man ist fest entschlossen, in einer Kette erstaunlicher Umstände und Ereignisse stets von neuem den puren Zufall zu erblicken:

Eduard entdeckt, daß er die Platanen und Pappeln am mittleren Teich genau an jenem Tag als Junge gepflanzt hatte, an dem Otilie geboren wurde. Das Glas, auf dem „die Buchstaben E und O in sehr zierlicher Verschlingung eingeschnitten“, entgeht beim Richtfest dem ihm zgedachten Schicksal und wird von einem der Arbeitsleute aufgefangen. Wie sich herausstellt, gleicht Otilies Handschrift der Eduards so sehr, daß selbst Charlotte glaubt, ein von Otilie geschriebenes Briefchen sei von „deiner“, von Eduards „Hand“. Während sich bei Otilie zwischenzeitliches „Kopfweg auf der linken Seite“ bemerkbar macht, meldet es sich bei Eduard „manchmal auf der rechten“. Damit nicht genug! Während Charlotte aufgrund von Eduards bescheidenem Flötenspiel „ein Duett“ nur mit einiger Mühe „mit ihm durchzubringen“ weiß, gelingt dies Otilie auf leichte und mühelose Weise. „Der Komponist selbst“, so der Erzähler, „hätte seine Freude daran gehabt, sein Werk auf eine so liebevolle Weise entstellt zu sehen“. Otilie und Eduard bilden in der Tat „eine Art von lebendigem Ganzen“, womöglich durch eine „angeborene Neigung“ miteinander verbunden – ganz anders als Eduard und Charlotte. Während er ihr mit Strenge verbietet, ihm beim Vorlesen über die Schulter zu sehen, duldet er es im Falle von Otilie, mehr noch: Eduard rückt näher heran, „um es ihr auf alle Weise bequem zu machen“.

All diese Umstände und Begebenheiten beruhen vielleicht auf Zufällen, die nur von den Liebenden als „glückliche Zeichen“ interpretiert werden; vielleicht sind sie aber auch „wunderbarste Zusammentreffen“, die auf eine „höhere Bestimmung“ hindeuten. Wer will dies entscheiden? Der Erzähler tut es nicht – und so besteht immerhin die Möglichkeit, in dieser Liebe das Wirken Gottes zu sehen. Der Erzähler jedenfalls findet für das Mysterium dieser Liebe wundervolle Worte, mit denen er die vollkommene Harmonie beider unterstreicht: „Sie wohnten unter Einem Dache [...]. Nur die nächste Nähe konnte sie beruhigen, aber auch völlig beruhigen, und diese Nähe war genug; nicht eines Blickes, nicht eines Wortes, keiner Gebärde, keiner Berührung bedurfte es, nur des reinen Zusammenseins. Dann waren es nicht zwei Menschen, es war nur Ein Mensch im bewußtlosen, vollkommenen Behagen, mit sich selbst zufrieden und mit der Welt.“ Diese – vielleicht von Gott gestiftete – Verbindung zwischen Otilie und Eduard könnte über ihr tragisches Ende hinaus ewigen Bestand haben. Und so „ruhen die Liebenden“, am Ende des Romans, „nebeneinander“, wie es Otilie bereits in ihrem Tagebuch

als „angenehmste Vorstellung, welche der Mensch haben kann“, festgehalten hatte. „Friede“, so der Erzähler abschließend, „schwebt über ihrer Stätte, heitere, verwandte Engelsbilder schauen vom Gewölbe auf sie herab, und welcher freundlicher Anblick wird es sein, wenn sie dereinst wieder zusammen erwachen“ – also am Tage des Jüngsten Gerichts, am Jüngsten Tag. Mit diesen letzten Worten findet der Roman sein Ende. Doch zugleich wird mit ihnen der Bogen zurückgespannt zur Gleichnisrede des Hauptmanns, die den Auftakt zum Ganzen bildete. Denn wie hatte er sich noch über die Verbindung zweier chemischer Elemente geäußert: „dann traut man ihnen erst ein ewiges Leben [...] zu“.

Die unerbittlichen Gesetze der Sittlichkeit

So reizvoll es auch sein mag, Beispiele aus der Natur heranzuziehen, um das menschliche Leben zu erklären, stichhaltig sind solche Vergleiche bei aller scheinbaren Evidenz nicht. Denn die Wahlverwandtschaftsarithmetik der Elemente A bis D läßt sich eben nicht umstandslos auf unsere vier Protagonisten übertragen. Und auch die Frage, ob die Liebe zwischen zwei Menschen eine von Gott gestiftete Kraft ist, läßt sich nicht zweifelsfrei beantworten, es sei denn man glaubt unumstößlich daran. Und selbst wenn es so wäre, warum muß dann eine solche Liebe wie die zwischen Eduard und Otilie ein solches Ende im Diesseits erfahren? Spätestens hier kommen die kulturellen Gegebenheiten einer Gesellschaft ins Spiel, ihre Geschichte, ihre Traditionen, ihre – in unserem Fall: christlich geprägten – Normen und Werte, Tugenden und Tabus, die wiederum in stabilen Institutionen ihren Ausdruck gefunden haben. Zu ihnen gehört selbstverständlich auch die Ehe in ihrem eigentümlichen Doppelcharakter als gesellschaftliche Ordnungsinstanz und als heiliges, von Gott gestiftetes Sakrament.

Nun wird die Trauung als Bund zweier Liebender vor Gott in der Kirche vollzogen. Im heiligen Bund der Ehe tritt demnach Gott als Drittes oder Dritter hinzu, fungiert gewissermaßen als Mittler. Doch ist das Göttliche als das dem Menschen Entzogene auf Erden nur zu menschlichen Bedingungen zu haben. Und so wird aus Gott, dem Mittler zwischen den Liebenden, jener „wunderliche Mann“ mit Namen Mittler. Wie uns der Erzähler erläutert, handelt es sich bei Mittler um einen früheren Geistlichen, der überall dort, gerufen oder ungerufen, zur Stelle ist, wo er „sittliche Verworrenheiten“ wittert, wo er eine Ehe in Gefahr sieht: „Solange er im Dienste war, hatte

sich kein Ehepaar scheiden lassen, und die Landeskollegien wurden mit keinen Händeln und Prozessen von dorthier behelliget“, weiß der Erzähler zu berichten. Nach einem „ansehnlichen Lotteriegewinn“ sei er allerdings aus dem Amt geschieden, um sich seither ausschließlich seiner Tätigkeit als Eheberater mit Hingabe zu widmen: „Diejenigen, die auf die Namensbedeutungen abergläubisch sind, behaupten, der Name Mittler habe ihn genötigt, diese seltsamste aller Bestimmungen zu ergreifen.“ – äußert der Erzähler in sichtlich ironischer Distanz. Für Charlotte wird Mittler zu einer gewichtigen moralischen Instanz, mit dessen Hilfe sie Eduard zur Vernunft, sprich: auf den rechten Weg zurückführen möchte. Für Eduard dagegen ist Mittler schon von Anfang an eine eher komische Figur: „Der drollige Mann!“ rief Eduard aus.“ Als Parteigänger Charlottes und Gegenspieler Eduards, dessen Sinnen und Trachten allein noch Otilie gilt, spielt Mittler im gesamten Roman eine durchaus gewichtige, wenn auch fragwürdige Rolle. In seinem Kampf um den Erhalt dieser wie jeder Ehe erscheint er, der Sittenwächter und Eiferer, wie eine allegorische Figur: als Personifikation des sittlichen Gesetzes. Deutlich wird dies vor allem mit Blick auf einen zentralen Motivkomplex des Romans, dem ich mich nun genauer widmen möchte. Ich meine die Zeugung, die Taufe und den frühen Tod von Charlottes und Eduards Kind.

Wie Eduard später selber feststellen wird, ist das Kind „aus einem doppelten Ehbruch erzeugt“. Es ist, um es genauer zu sagen, der doppelte Ehebruch im Geiste, in der Vorstellung, dem das Kind seine Zeugung verdankt. Ganz in seine Sehnsuchtsphantasien versunken, klopft Eduard eines Abends an die Tür Charlottes. Ihr wiederum steht in diesem Moment „des Hauptmanns Gestalt vor der Tür“. Aber es ist nur Eduard. Als sie ihn erblickt, bemerkt sie trocken: „Das ist dir lange nicht eingefallen.“ Man kann sich einen glücklicheren Auftakt zum Liebesspiel vorstellen! Doch Eduard, von seinen Phantasien wie Charlotte beherrscht, ist nicht zu bremsen – und so kommt es, wie es kommen mußte: „In der Lampendämmerung sogleich behauptete die innre Neigung, behauptete die Einbildungskraft ihre Rechte über das Wirkliche: Eduard hielt nur Otilie in seinen Armen, Charlotte schwebte der Hauptmann näher oder ferner vor der Seele, und so verwebten, wundersam genug, sich Abwesendes und Gegenwärtiges reizend und wonnevoll durcheinander.“ Wahrlich, wahrlich: Es handelt sich um einen doppelten Ehebruch im Geiste. Und doch ist damit nur die halbe Wahrheit ausgesprochen, die nur dann als die ganze Wahrheit gelten kann, wenn vom Standpunkt der Sittlichkeit aus argumentiert wird. Denn – genau besehen – handelt es sich zugleich um

einen doppelten Liebesverrat, den Charlotte und Eduard in ihrem gesetzlich legitimierten Tun begehen. Schließlich bleiben dem Hauptmann ebenso wie Otilie die Erfüllung ihrer jeweiligen Liebe versagt. Doch wie auch immer, ob nun doppelter Ehebruch oder doppelter Liebesverrat: Die Liebe erweist sich – in dieser Situation – als die stärkere Kraft, stärker als das – faktisch unangetastete – Gesetz der Sittlichkeit. Denn wie sich nach der Geburt des Kindes mehr und mehr zeigt, vereinigt es die Gesichtszüge des Hauptmanns mit den Augen Otilies. „Man sah in ihm“, so der Erzähler, „ein wunderbares, ja ein Wunderkind, höchst erfreulich dem Anblick, an Größe, Ebenmaß, Stärke und Gesundheit; und was noch mehr in Verwunderung setzte, war jene doppelte Ähnlichkeit, die sich immer mehr entwickelte. Den Gesichtszügen und der ganzen Form nach glich das Kind immer mehr dem Hauptmann, die Augen ließen sich immer weniger von Otiliens Augen unterscheiden.“ In der Tat: Vor diesem Sachverhalt versagen alle Kenntnisse über die Natur. Ein solches Wunder eignet sich in keinem Fall für gelehrte Gleichnissen. Denn was alle mit eigenen Augen sehen können, ist ein Wunder, ein Mysterium, in dem sich der göttliche Ursprung der Liebe – und nicht nur der zwischen Otilie und Eduard, sondern auch der zwischen Charlotte und dem Hauptmann! – kund zu tun scheint.

Damit nicht genug: Durch eine Reihe von Anspielungen auf die Heilsgeschichte wird das Kind in die Nähe Jesu Christi gerückt, während Otilie, die, wie es heißt, „vorzüglich die Sorge für das Kind“ übernimmt, mit den Zügen Marias ausgestattet wird. Und es ist ausgerechnet Mittler, der zur Entfaltung dieses Motivnetzes einen gewichtigen Beitrag leistet! Damit wären wir bei der Taufe des Kindes angelangt.

Selbstverständlich ist Mittler, unser eifernder Prediger, bei dieser Zeremonie zur Stelle. Kaum daß die Taufhandlung vollzogen ist, ergreift er anstelle des alten Geistlichen, der sich gerne nach getaner Arbeit hingesezt hätte, das Wort, um eine schier nicht enden wollende Predigt anzuschließen: „Daß der gute alte Mann sich gern gesetzt hätte, entging dem rüstigen Redner, der noch viel weniger dachte, daß er ein größeres Übel hervorzubringen auf dem Wege war; denn nachdem er das Verhältnis eines jeden Anwesenden zum Kinde mit Nachdruck geschildert und Otiliens Fassung dabei ziemlich auf die Probe gestellt hatte, so wandte er sich zuletzt gegen den Greis mit diesen Worten: ‚Und Sie, mein würdiger Altvater, können nunmehr mit Simeon sprechen: Herr laß deinen Diener in Frieden fahren; denn meine Augen haben den Heiland dieses Hauses gesehen.‘ Nun war er im Zuge, recht glänzend zu schließen, aber er bemerkte bald, daß der Alte, dem er

das Kind hinhielt, sich zwar erst gegen dasselbe zu neigen schien, nachher aber schnell zurücksank. Vom Fall kaum abgehalten, ward er in einen Sessel gebracht, und man mußte ihn ungeachtet aller augenblicklichen Beihülfe für tot ansprechen.“ Mittler trägt – durch sein Versäumnis – Mitschuld am Tod des Geistlichen. Zugleich vollendet sich damit, was Mittler durch seine Anspielung auf Simeon aus dem Lukas-Evangelium selbst heraufbeschworen hat: Der alte Geistliche erscheint durch den Gang der Ereignisse als Simeon, dem im Neuen Testament offenbart worden war, „er werde den Tod nicht schauen, ehe er den Messias des Herrn gesehen habe“ (Lukas 2, 26). Das Kind hingegen gewinnt auf diesem Wege die Züge des Erlösers – und das heißt: des von Gott beauftragten Mittlers zwischen ihm und den Menschen. In der Tat diametral gegenüber steht die Person Mittler, die als selbsternannter und unbeugsamer Verfechter des Ehestands, dem „Grund aller sittlichen Gesellschaft“, agiert. Doch ist er nicht nur verantwortlich für den vorzeitigen Tod des alten Geistlichen. Auch den Zusammenbruch Ottilies am Ende des Romans wird Mittler beschleunigen. Bei seiner ebenso eifernden wie uferlosen Rede über das sechste Gebot, „Du sollst nicht ehebrechen“, flieht Ottilie, ohnehin von Gewissenszweifeln geplagt, aus dem Zimmer, um kurz darauf zu sterben. Kein Zweifel: Das von Mittler repräsentierte sittliche Gesetz steht in scharfem Kontrast zu der von Gott gestifteten Liebe zwischen den Menschen, die sich kund tut in den Gesichtszügen des Kindes, im Mysterium eines Zeugungsvorgangs, durch den Ottilie, die Jungfrau, in die Nähe Marias gerückt wird.

Um diese Sicht der Dinge nochmals zu verdeutlichen, muß eine weitere Begebenheit ins Spiel gebracht werden, die sich schon ein paar Monate früher, Charlottes Kind ist noch gar nicht geboren, zur Weihnachtszeit zuge tragen hat. Einer adeligen Mode jener Zeit zufolge, beschließt man auf dem Schloß, die Weihnachtsszene als lebendiges Bild zur Erbauung aller nachzustellen: „Ein schöner, frischer Knabe war gefunden; an Hirten und Hirtinnen konnte es auch nicht fehlen; aber ohne Ottilien war die Sache nicht auszuführen.“ Wie sich dann zeigt, ist die Wirkung des Ganzen auf alle Anwesenden unübertrefflich. Selbst der Erzähler, der doch über dem ganzen Geschehen schweben sollte, scheint ergriffen von der Wirkung Ottilies in der Rolle der göttlichen Mutter: „Ottiliens Gestalt, Gebärde, Miene, Blick übertraf aber alles, was je ein Maler dargestellt hat. [...] Und wer beschreibt auch die Miene der neugeschaffenen Himmelskönigin? Die reinste Demut, das liebenswerteste Gefühl von Bescheidenheit bei einer großen, unverdient erhaltenen Ehre, einem unbegreiflich unermeßlichen Glück bildete

sich in ihren Zügen.“ Ottilies „unbegreiflich unermessliches Glück“ besteht in ihrer Liebe zu Eduard, auf die der Abglanz jener Liebe fällt, die Gott den Menschen mit der Geburt des Heilands zuteil werden ließ.

Erst vor diesem Hintergrund wird klar, mit welcher Unerbittlichkeit im weiteren Verlauf der Handlung die Gesetze der Sittlichkeit ihre Rechte einfordern. Das Kind, mit den Zügen Jesu Christi ausgestattet, muß sterben, weil es *auch* ein Wechselbalg ist, unglückselige Frucht eines doppelten Ehebruchs; ein Kind, dessen Herkunft seinem Gesicht wie ein Stigma eingeschrieben ist. Es ist, als habe hier wieder der rächende, der strafende Gott des Alten Testaments die Regie übernommen. Denn auch dies ist klar: Mit dem Tod des Kindes verschwindet die Möglichkeit der Vergebung und Versöhnung aus der Welt dieses Romans, dessen tragisches Ende damit eingeläutet ist. Durch die unvorhergesehene Begegnung mit Eduard reichlich verspätet, überdies verwirrt durch die erstmals ausgetauschten freien Küsse, beschließt Ottilie, den Weg über den See als Abkürzung nach Hause zu nehmen. Im Boot entgleitet ihr das Kind aus den Armen und ertrinkt. In jener Kapelle, in der auch Ottilie und Eduard ihre letzte Ruhestätte finden werden, wird das Kind aufgebahrt: „als das erste Opfer eines ahnungsvollen Verhängnisses“, bemerkt der Erzähler in Anspielung auf die kommenden Ereignisse. Und mit diesem Verhängnis ist wohl jenes „Schicksal“ gemeint, von dem auch Goethe sprach; ein Schicksal, das sich vollziehen muß, weil sich die von den Menschen geschaffenen Gesetze der Sittlichkeit am Ende als stärker erweisen: „so muß Ottilie karterieren und Eduard desgleichen, nachdem sie ihrer Neigung freien Lauf gelassen. Nun feiert erst das Sittliche seinen Triumph.“

Ein trauriger Triumph

So manchem Zeitgenossen Goethes erschien der Roman als eine skandalöse Geschichte. Christoph Martin Wieland etwa nahm Anstoß an der „moralischen Tendenz“ und bekundete sein Verständnis für jene, die angesichts gewisser Stellen „choquiert“ gewesen seien. Diese Passagen hätten auch „mein Gefühl beleidigt“. Gemeint ist damit in erster Linie natürlich der doppelte Ehebruch im Geiste. „Desto ärgerlicher und ekelhafter wird der doppelte Ehebruch durch Phantasie, der den Knoten des Stücks ausmacht“, urteilte Friedrich Jacobi. Und seine Schwester war sich sicher, „ihr Bruder würde sich schämen, so ein unanständiges, unsittliches Buch geschrieben zu haben.“ Goethe, der moralisch motivierten Attacken überdrüssig, soll im

späten Rückblick noch immer unwirsch reagiert haben: „Ich heidnisch? Ich habe doch Gretchen hinrichten und Ottilien verhungern lassen, ist denn das den Leuten nicht christlich genug?“ Ich bin sicher, Goethe wußte selbst, daß seine Entgegnung an der Sache vorbeigeht. Natürlich konnte er immer wieder darauf verweisen, daß die Leidenschaft am Ende bestraft wird und daß das Sittliche triumphiert. Doch hat Friedrich Jacobi von seinem christlichen Standpunkt aus nicht Recht, wenn er mit Blick auf die Ähnlichkeit des Kindes mit Ottilie bzw. dem Hauptmann festhält: „Die zwiefache Ähnlichkeit des Kindes und ihre Ursache hat uns im höchsten Grade empört, und diese Angelegenheit ist doch die Seele des Buchs.“ *Die Wahlverwandtschaften*, und das unterschlägt der Autor Goethe in seinen Äußerungen, verherrlicht in den Gesichtszügen des Kindes die ehebrecherische Liebe als eine stärkere, womöglich von Gott gestiftete Kraft. Nicht auf der Ehe, sondern auf der Liebe ruht demnach der gnädige und wohlgefällige Blick Gottes, mag der tragische Ausgang des Ganzen auch eine noch so deutliche Sprache sprechen. Ich sehe darin die großartige Leistung Goethes und seines Romans: In einem Konflikt, wie er zu allen Zeiten möglich ist, zeigt der Roman die potentielle Unbarmherzigkeit und Unerbittlichkeit eines sittlichen, gewissermaßen auf amtskirchlichen Dogmen gegründeten Gesetzes – und spielt zugleich mit der Möglichkeit, daß wahrhaftige Liebe und nicht per se die kirchlich getraute Ehe Gottes Wohlgefallen findet. Und daran ändert auch die Tatsache nichts, daß die auf christliche Werte gegründete Gesellschaft mit ihren Geboten und Verboten am Ende die Oberhand behält.

London – Kentishtown – Lady Margaret Road 49

Heraus aus der abgeschiedenen Welt des Landedelmanns Eduard – hinein in die großstädtische Wirklichkeit von Isabelle und Jakob. Ihre Welt ist die der Metropolen Berlin und London in den Jahren 2001 bis 2003. Goethe, der sich in den *Wahlverwandtschaften* vorgenommen hatte, etwas Abstraktes, nämlich den Kampf des Sinnlichen mit dem Sittlichen, darzustellen, wählte dafür das auf dem Land gelegene Schloß Eduards. Diesem abgegrenzten Experimentier- und Spielrahmen steht in Katharina Hackers Roman eine Welt gegenüber, in der der Leser wie die Figuren des Romans selbst Gefahr läuft, sich zu verlieren: so vielfältig sind die minutiös protokollierten Sinneseindrücke Isabelles und Jakobs auf ihren Streifzügen durch Berlin und London. Damit nicht genug: Neben den beiden gibt es andere

Figuren, die mit Fug und Recht als weitere Hauptfiguren des Romans angesprochen werden dürfen. Da ist zum Beispiel Jim, ein junger Mann von vielleicht dreißig Jahren, mit vierzehn bereits von zu Hause durchgebrannt, der sich in London mit Drogenhandel und Kleinkriminalität durchschlägt, ein unberechenbarer Typ, der schnell zuschlägt, um dann selbst wieder Prügel einzustecken. Da ist auch Sara, ein kleines verwahrlostes Mädchen, von dem der arbeitslose, unter Alkohol oft choleriche Vater behauptet, es wolle nicht wachsen. Sie wohnt gemeinsam mit ihren Eltern, ihrem älteren Bruder Dave und ihrer geliebten Katze Polly in einer herunter gekommenen Londoner Parterre-Wohnung, in deren Garten sich der Müll stapelt. Von den Eltern eingesperrt, auch der Bruder ist selten zu Hause, ist Sara oft über Stunden oder sogar ganze Tage hinweg sich selbst überlassen, allein mit sich und der Katze als einziger Begleiterin ihres traurigen Lebens. Und schließlich ist da auch noch Andras, ein ungarischer Migrant und Arbeitskollege Isabelles in Berlin, der ebenso leidenschaftlich wie hoffnungslos in Isabelle verliebt ist, ohne für sie mehr zu sein als ein guter Freund. – Während ich dies schreibe, merke ich, daß es höchste Zeit ist, die verschiedenen Handlungsstränge in ihrem Neben- und Zueinander einmal geordnet zu skizzieren.

In der ersten Hälfte des Romans hat der Leser eine Durststrecke zu überwinden. Denn wie in vielen Fernsehkrimis auch werden die verschiedenen Figuren und ihre Geschichten zunächst parallel erzählt, ohne daß der Leser eine Vorstellung davon gewinnt, wie die verschiedenen Handlungsstränge miteinander verknüpft werden könnten. Doch dies geschieht. Und im Mittelpunkt steht dabei eine Londoner Adresse.

Jakob und später auch Isabelle wohnen nach ihrem Umzug in einem viktorianischen Reihenhaus in Kentish Town. Es gehört Jakobs neuem Chef, Rechtsanwalt Bentham. Während den beiden, vermögend wie Bentham ist, das ganze Haus mit seinen drei Etagen zur Verfügung steht, sind die Nachbarhäuser der Lady Margaret Road allesamt in einzelne Wohnungen aufgeteilt. Parterre, Wand an Wand, wohnen Nachbarn, die Isabelle kaum zu Gesicht bekommt, deren störenden, mitunter sich zu wüstem Gepolter steigenden Lärm sie allerdings unwillig zur Kenntnis nimmt: „Isabelle schrie auf, als in der Wohnung nebenan etwas gegen die Wand geschleudert wurde. Ein Stuhl? Ein Fernseher? Hysterisches Gelächter, eine Stimme, die immer lauter wurde, wie eine Sirene. Die Frau hatte sie noch nie gehört. Entsetzt starrte sie die Wand an, die keinen Riß zeigte, sich nicht öffnete, und es wurde wieder still dahinter. [...] Vielleicht war da eine dünne Stimme, sirend, vielleicht war es auch ein anderes Geräusch, von draußen [...]. Isabelle

schaltete das Radio ein.“ Zu diesem Zeitpunkt weiß der Leser längst, was Isabelle nicht wissen kann und auch nicht so genau wissen möchte. Es ist der cholerische und alkoholisierte Vater von Sara, der den Lärm verursacht. Die dünne, sirrende Stimme dürfte die des weinenden Mädchens sein. Einige Häuser weiter hat sich Jim kurzerhand einquartiert. Ein glücklicher Zufall wollte es, daß ihm der Besitzer und Kokain-Kunde Damian gerade zu dem Zeitpunkt den Wohnungsschlüssel in die Hand drückte und verschwand, als Jim eine neue Bleibe suchte. Denn gerade erst hatte er in seiner letzten Absteige seine Freundin Mae, die er seither nicht mehr gesehen hat, bei einem Streit mit einem Messer schwer im Gesicht verletzt und mußte fliehen. Jim unterhält in seiner neuen Wohngegend keinerlei Kontakte: „Nur mit dem Jungen, Dave, der mit seinen Eltern in der Nummer 47 wohnte, redete er manchmal. Irgend etwas an ihm mochte er. Nebenan, in die Nummer 49 war ein jüngeres Paar eingezogen, bestimmt keine Kunden, er jedenfalls nicht, aber die Frau war Jim aufgefallen, obwohl er sie bisher nur von hinten gesehen hatte, in einem kleinen, koketten Regenmantel, mit Turnschuhen, ungefähr so groß wie Mae, das hatte ihm einen Stich gegeben. Ungefähr ihre Figur.“

Spätestens hier bemerkt der Leser, zu aufmerksamer und aktiver Lektüre gezwungen, wie die verschiedenen Parallelgeschichten aufeinander zulaufen. Zug um Zug vernetzt sich das Geschehen und gewinnt im letzten Drittel des Romans an Fahrt, bevor es gegen Ende in einem dramatischen Showdown zu einer Beinahe-Katastrophe kommt. Den Auftakt dazu bildet eine Situation, in der Isabelle der kleinen Sara, die zusammengekrümmt und weinend im Nachbargarten liegt, die Hilfe verweigert und sie ihrem Schicksal überläßt. Isabelle hatte beobachtet, wie Sara ihre Katze mit einem Stock schlug. Nichts verstehend, doch gegen Sara eingenommen, hilft sie der leicht verletzten Polly über die Gartenmauer. „Es wäre ein leichtes, dem Kind heraufzuhelfen, und da war das Mädchen schon, dicht neben ihr, atmend, säuerlich riechend, beide Arme nach oben gereckt. Aber Isabelle hob die Katze auf, setzte das Tier oben ab.“ Oben auf dem Mauersims sitzend, schaut Isabelle noch einmal auf das Kind: „Mit sprachlosem Entsetzen starrte es Isabelle an, alles Kindliche war aus seinem Gesicht verschwunden, es gab nur noch Ausweglosigkeit und Leid darin; Isabelle mußte lachen [...], was für ein albernes Schauspiel, dachte Isabelle, wie idiotisch, sich einzumischen. Entschlossen sprang sie in ihren eigenen Garten hinunter, faßte mit beiden Händen die Katze und setzte sie in das Gras, das hier frischer aussah und angenehm roch.“ Der Vorfall ist für Isabelle bald abgetan, nur durch die zeitweise auf ihrem

Fenstersims sitzende Katze wird sie – in für sie unangenehmer Weise – an das verwehrte Nachbarskind erinnert. Für Isabelle steht anderes im Vordergrund: Vom Zusammenleben mit Jakob enttäuscht, verdichtet sich – in ihrer Perspektive – immer mehr die erotische Spannung zwischen ihr und Jim, dem sie dies durch Blicke und Gesten auch deutlich zu verstehen gibt. „Sie warf sich ihm an den Hals. Sie bewohnte mit ihrem Mann ein ganzes Haus und warf sich ihm an den Hals. Würde mit ihm schlafen, wenn er es wollte“, weiß Jim. Schließlich treffen in Damians Wohnung Jim, Isabelle und Sara aufeinander: er im Begriff, die Wohnung endgültig zu räumen; sie mit der Absicht, mit Jim zu schlafen; Sara auf der Suche nach Polly, ohne zu wissen, daß ihre geliebte Katze, von Jim gegen eine Wand geschleudert, längst tot ist. Erst als Jim in einem seiner unkontrollierbaren Wutausbrüche die kleine Sara mit der Faust blutig schlägt, bricht Isabelles erotisches Illusionsgebäude zusammen, und sie erfährt die Gefährlichkeit der Situation: „Jim trat Sara leicht mit der Fußspitze, einmal, ein zweites Mal, als prüfe er einen Gedanken. Im Garten hörte man plötzlich Kinderstimmen [...]. Dave, sagte Sara, ohne sich zur Gartentür zu wenden. Isabelle schaute sie an, das spitze Kindergesicht, das trocknende Blut. – Dein blöder Bruder, sagte Jim abwesend, die rechte Hand spielte mit dem Messer. – Fahren wir alle zusammen, kaufen uns ein Häuschen, nicht wahr? Mit einem Garten und einem Kirschbaum in der Mitte. Dann ging er zu dem Mädchen. – Nein, bettelte Isabelle, weinte, ohne sich zu bewegen. – Nein? grinste Jim, aber helfen wirst du ihr nicht, oder? Vom Fleck rühren wirst du dich ihretwegen nicht? Hastig fingerte Isabelle die Knöpfe ihrer Bluse auf, streifte den Rock, die Unterhose ab, verhakte sich in den Sandalen, saß nackt auf dem Boden. – Will ich nicht, beschied Jim, nachdem er sie gemustert hatte. Die linke Hand fuhr in ihr Haar. Er zog straff, soviel er davon halten konnte, stellte den Fuß auf ihre Schulter, um sie am Aufstehen zu hindern, setzte die Klinge am Scheitel an, machte eine rasche Bewegung. Ließ das abgeschnittene Haar achtlos fallen. – Gut so, sagte er, als hätte er endlich gefunden, was er suchte. – Jetzt kann dein Mann dir wenigstens einmal ansehen, daß du etwas erlebt hast.“ Danach verläßt Jim mit Isabelles Kleidern unter dem Arm das Haus.

Habenichtse

Sara, Jim, Isabelle und Jakob: das soziale Spektrum dieses Romans ist denkbar weit gefächert. Auf der einen Seite befinden sich die in asozialen Verhältnissen lebende, ihr Leid ohnmächtig ertragende Sara und der unberechenbare, von der Hand in den Mund lebende Kriminelle Jim – auf der anderen Seite stehen die beiden erfolgsverwöhnten und schon in jungen Jahren wohlhabend zu nennenden Jakob und Isabelle. Und doch sind alle, jedenfalls aus Sicht der Autorin, Habenichtse. Mit diesem programmatischen Titel legt die Autorin zugleich die Erzählperspektive fest, strukturiert damit auch in eindeutig negativer Weise den Blick des Lesers auf das Geschehen. Im Text selbst enthält sich die Erzählerin jedoch jeglichen weiteren Kommentars zu ihren Figuren und beschränkt sich statt dessen auf eine genaue, fast sachlich distanziert erscheinende Protokollierung der Handlungsabläufe. Was allerdings auffällt, ist der beständige Perspektivwechsel, den die Erzählerin oft von Kapitel zu Kapitel, manchmal aber auch von Abschnitt zu Abschnitt vornimmt. Obwohl alle Personen gleichbleibend in der dritten Person geschildert werden, bindet sich die Erzählerin, wenn auch in beständigem Wechsel, jeweils an den Wahrnehmungshorizont nur einer Figur. Der Effekt des Ganzen ist klar: Der Leser sieht die Welt hier mit Saras, dort mit Jims Augen, hier aus Isabelles, dort aus Jakobs Perspektive. Lesend erlebt der Leser mit, was diese oder jene Figur gerade sieht und hört, denkt und fühlt. Auch weiß der Leser damit stets mehr als die einzelnen Figuren des Romans selbst. Denn er schaut dank dieser Erzählweise in das Innere all dieser Figuren, wird also mit einem Wissen ausgestattet, das die einzelnen Figuren voneinander naturgemäß nicht besitzen. Wir als Leser schauen hinter die Stirn der Personen, sie selbst schauen dem anderen nur in die Augen oder wenden den Blick ab.

Eine Erzählerin, die jeden ins Geschehen eingreifenden oder wertenden Kommentar vermeidet, als sachliche Protokollantin auftritt, nötigt den Leser dazu, sich seinen eigenen Reim aufs Geschehen zu machen. Allerdings wird er dabei subtil gelenkt – und zwar in Form eines dichten Netzes von Motiven und Leitmotiven. Ich meine damit immer wiederkehrende Elemente im Handeln, Denken und Empfinden der Figuren, die als gezielt eingebaute Textelemente wiederum geeignet sind, Sara und Jim, Isabelle und Jakob genauer zu charakterisieren. Denn diese Fragen müssen beantwortet werden, wenn man einen angemessenen Zugang zu Katharina Hackers Roman finden möchte: Was verbindet, ungeachtet aller sozialen Gegensätzlichkeit, diese vier Figuren? Warum sind sie allesamt Habenichtse?

Sara

Bei Sara liegt die Antwort auf diese Frage noch am ehesten auf der Hand. Sie ist das ohnmächtige und wehrlose Opfer familialer Verhältnisse, die wie ein von Gott verhängtes Strafgericht vor allem in Gestalt des arbeitslosen, seinen Frust im Alkohol ertränkenden Vaters über sie hereinbrechen. Menschliche Zuwendung, ja Liebe findet Sara nur bei ihrem Bruder Dave, der sie zärtlich „little cat“ nennt und ihr, wenn er denn einmal da ist, Geschichten über eine märchenhafte Zukunft erzählt: „Dave hatte es ihr gezeigt, hatte ein Stück Stoff mitgebracht, für einen Mantel, sagte er, einen Mantel, den er tragen würde, wenn er sie mitnahm, dahin, wo lauter Prinzessinnen spielten und auf Sara warteten, und sie würden sich niemals mehr trennen.“ In der Trostlosigkeit ihres weggesperrten Lebens pendelt Sara zwischen erträumten Fluchten an der Seite ihres Prinzen Dave und sehnsüchtiger Erinnerung an die wenigen guten Momente ihres noch so kurzen Lebens, in denen die Familie ohne Streit und Gewalt gemeinsam am Tisch gesessen hatte: „Der Tisch, an dem Mum und er und Dave und Sara gesessen hatten, und Polly war ihnen um die Beine gestrichen, schnurrend, bettelnd.“

Wieder einmal allein gelassen, beobachtet Sara das Geschehen auf der Straße: „Aus dem Nachbarhaus kam erst der Mann, dann später die Frau, der Mann sah sie nicht, die Frau lächelte ihr zu, aber als sie wieder zurückkam, war sie nicht alleine, ein anderer Mann war bei ihr, von dem sie sich verabschiedete, und sie tat, als würde sie Sara nicht sehen.“ Das von Sara beobachtete Geschehen ist so einfach wie die Sätze zu seiner Beschreibung, dem Denken und Sprechen eines Kindes nachempfunden. Doch die kleine Szene hat es in sich. Denn in ihr verdichten sich – wie in einer Choreographie – die Beziehungsmuster zwischen Jakob, Isabelle und Jim. Jakob sieht nichts, Isabelle sieht Jakob nicht und hat Zeit, ihre Umgebung wahrzunehmen (Sara hinter dem Fenster), dann hat Isabelle nur noch Augen für Jim, der seinerseits nichts sieht außer Isabelle. Setzen wir unsere Erkundung mit Jakob fort.

Jakob

Wenn Jakob seine 33 Lebensjahre überdenkt, fällt ihm als einziges Unglück, das ihm widerfuhr, der frühe Tod seiner Mutter ein: „Seit dem Tod seiner Mutter, war er selber von Unglück verschont geblieben. Sie war kurz vor seinem zwölften Geburtstag gestorben.“ Oberflächlich gesehen, ist Jakob ein

Glückskind, dem alles in den Schoß fällt, gewissermaßen schon vor seiner Geburt. Sein Vater ist Besitzer einer großen Fabrik, die „zu einem sehr anständigen Preis dem jüdischen Partner von Jakobs Großvater“ abgekauft worden war. Zielloos in Freiburg Jura studierend, auch ohne sonderliches Interesse für Politik, die allenfalls „wochenweise“ seine Aufmerksamkeit findet, servieren ihm der Mauerfall, die Wiedervereinigung und der Einigungsvertrag sein Examensthema frei Haus: „offene Vermögensfragen“. Die Regelung solcher Vermögensfragen hat nach dem Beitritt der DDR große Konjunktur, und so ist es kein Zufall, daß Jakob schon bald nach seinem Referendariat im August 2001 Partner in der florierenden Anwaltskanzlei Golbert & Schreiber wird. Auch vom Anschlag auf das World Trade Center profitiert Jakob: „Am späten Nachmittag stellte sich heraus, daß sein Kollege Robert noch in New York gewesen war. [...] Sie arbeiteten Tür an Tür, beide mit derselben Sekretärin, Julia, und sie wußten, daß einer von ihnen beiden – wahrscheinlich Robert – nach London geschickt werden würde.“ Doch Robert ist nun tot, und Jakob tritt die begehrte Stelle bei Bentham in London an. Man könnte sagen: Jakobs berufliche Karriere ist nicht das Ergebnis geplanten und zielgerichteten Handelns, sie widerfährt ihm eher. Und nicht anders gestaltet sich sein Leben auf privatem Felde.

Der Zufall setzt Isabelle in einer Vorlesung für Rechtsgeschichte neben ihn – und es kommt zu einer kurzen Affäre. In den Folgejahren muß Jakob feststellen, daß er keiner Frau mehr begegnet, „die ihn begeisterte, also wartete er auf Isabelle. Zehn Jahre hatte er sich, nicht gänzlich ernsthaft, als Frist gesetzt. Wenn er Isabelle nicht bis 2001 wiedergefunden hatte, würde er sie vergessen.“ Braucht er aber nicht: „Es war Zufall, daß Hans sich zur Theke drängte, um ihnen zwei Whisky zu holen, Jakob unaufmerksam den Stimmen neben ihm lauschte. Isabelle. Zum ersten Mal seit zehn Jahren hörte er ihren Namen.“ Insofern weiß Jakob auch: „Zu seiner Liebe zu Isabelle gehörte das Zufällige ihrer Begegnung unbedingt dazu.“ Die Verbindung zwischen Jakob und Isabelle besitzt von Anfang an etwas Beliebiges und Austauschbares. Sie verlieben sich erneut, man weiß nicht so recht warum. Sie heiraten, und wieder weiß man eigentlich nicht warum. Zumal Jakobs sexuelle Orientierung ebenfalls nicht eindeutig ist. Denn zwischen ihm und Alistair, seinem Londoner Kollegen, baut sich rasch eine erotische Spannung auf, die sich in einer brisanten Ménage-à-trois beinahe entlädt. Doch dazu später mehr. Jakob hat im Grunde alles, ohne sich dessen bewußt zu sein. Nichts läge ihm ferner als der Gedanke, um etwas kämpfen zu müssen. Wer aber alles hat, kennt dessen Wert nicht.

Jim

Angeregt durch die unverhofft komfortable Bleibe, die ihm Damian in der Lady Margaret Road überlassen hat, erinnert sich Jim an die seltenen Momente der Eintracht mit Mae, in denen er ihr seine Vision eines gemeinsamen Glücks fern von London ausgemalt hat: „Und nur, wenn Jim neben ihr saß, im Halbdunkel des Fernseherlichts, und ihr erzählte, daß sie einen Garten haben würden [...], und wie die Rosen blühen würden, im Sommer, nur dann sah sie ihn an und lächelte. Sie könnten im Garten Tee trinken, unter einem Kirschbaum, einem Nußbaum, unser Leben, wollte er ihr sagen, und daß sie daran denken solle, an den Garten und wie sie Tee trinken würden, unter einem Kirschbaum oder Nußbaum, von der Küche mit dem Tablett direkt in den Garten, der Kirschbaum in voller Blüte.“ In der Folgezeit verdichtet sich diese Vision zur fixen Idee, zum realitätsfremden Wunschtraum, den Jim immer wieder träumt, ohne jedoch gänzlich die Tatsache verdrängen zu können, daß er es war, der in einem seiner unkontrollierten Haßausbrüche Mae mit dem Messer im Gesicht schwer verletzt hatte: „Irgendwann hatte es soweit kommen müssen. Jim sah, daß Mae blutete. Sie lag auf dem Boden vor dem Sofa, blutete, weinte.“ So sucht er Mae auf seinen Streifzügen durch die Stadt, ohne sie wirklich zu suchen. Denn die Mae, die er sucht, gibt es nicht mehr. Wer Mae nach der Messerattacke begegnet, ist Isabelle, allerdings ohne jede Kenntnis der Zusammenhänge: „[...] und als sie ungeschickt aus dem Gewühl herausschlingerte, sah sie eine Blumenverkäuferin, die aus Eimern die letzten Sträuße packte, hinter ihr erschien eine jüngere Frau, griff nach den Eimern, leerte das Wasser mit einem Schwung auf die Straße, sie kam Isabelle seltsam bekannt vor, nur war sie dünn, fast mager, und als sie sich aufrichtete und zur Seite drehte, sah Isabelle ihr Gesicht, entsetzt von einer Narbe, die von der Schläfe bis zum Kinn reichte, flammendrot, häßlich. Als wäre die Wunde nicht genug gewesen, war sie schlecht verheilt, und das Gesicht war gezeichnet, ein Inbild der Bösartigkeit, die Menschengesichter zerstörte.“ Jim träumt seinen Traum von einem Leben mit Mae wie ein Kind, das den Kopf unter die Decke steckt und glaubt, nun unsichtbar zu sein. Unfähig, vor sich und anderen seine Schuld einzubekennen, ohne den leisesten Hauch einer Bereitschaft, für das eigene Handeln Verantwortung zu übernehmen, wird Jim wohl niemals ein neues Leben beginnen, wie er es Mae prophezeit hatte. Mit der Wahrheit konfrontiert wird Jim allerdings durch Hisham, einen Bekannten aus dem Dealermilieu. Er zeigt Jim Fotos von Mae, wie sie jetzt aussieht. Jim reagiert wie immer: mit Aggressionen,

Ausflüchten und Selbstrechtfertigungen. „Aber Hisham hatte nicht locker gelassen. – Deine kleinen erbärmlichen Lügen. Schau es dir an, ich habe sie fotografiert, damit du sie dir übers Bett hängen kannst.“ Doch auch Hisham vermag nichts auszurichten. Im abschließenden Showdown wird Jim den Umschlag mit den Fotos von Mae vor den Augen Isabelles und Saras zerreißen und ein letztes Mal – wie eine ferne Reminiszenz – seinen Wunschtraum aussprechen: „Fahren wir alle zusammen, kaufen uns ein Häuschen, nicht wahr? Mit einem Garten und einem Kirschbaum in der Mitte.“ Angetrieben von Haß und Selbsthaß, seine Macht über Isabelle in diesem Moment genießend, spricht Jim voller Hohn, ohne zu bemerken, daß er sich selbst und seine eigenen Glücksvorstellungen damit verhöhnt.

Isabelle

Isabelle steht gewissermaßen im Zentrum des Romans. Von Andras ohne Aussicht auf Erwidern geliebt, von Jakob geliebt, ohne daß er sagen könnte, warum; von Jim wegen ihrer Ähnlichkeit mit Mae begehrt und in ihrer sozialen Unerreichbarkeit zugleich gehaßt; von Sara in einem Moment existentieller Not als Retterin ersehnt – Isabelle befindet sich inmitten eines dicht geknüpften Netzes von Beziehungen, die sie registriert, die sie auch genießt, ohne je auf den Gedanken zu kommen, daß ihr daraus auch Verantwortung für andere erwächst. Statt dessen entzieht sie sich in eine Sphäre der Unerreichbarkeit und Unberührbarkeit. Im Gegensatz zu ihr nimmt ihre Umgebung dies sehr wohl wahr. „Denn letztlich, dachte Andras, blieb sie unbehelligt, sie hatte ein bemerkenswertes Talent selbst da unbehelligt zu bleiben, wo etwas sie tatsächlich traf [...], nicht eine Katze mit sieben Leben, sondern eher wie ein Welpen, dem nie etwas zustößt, weil er so niedlich ist und folglich unverletzlich.“ Bei einer flüchtigen Bekannten erlebt Jakob etwas für ihn völlig Neues: „Sie hockte sich vor das Sofa. Seine Hände zitterten wieder, seine Füße, sie zog seine Füße in ihren Schoß, streichelte sie. Aber Isabelle würde das nie tun, dachte er, sie scheute sich, in ihren Zärtlichkeiten war immer etwas Beiläufiges oder sogar Heimliches, als fürchtete man, einander oder sich selbst zu beschämen, aufzudecken, was verborgen bleiben sollte.“ Ohne gefragt worden zu sein, trifft eine Imbißverkäuferin, was Isabelle angeht, genau ins Schwarze: „Hör zu, ich hab’ eine Tochter in deinem Alter, auch hübsch, und bestimmt ein gutes Mädchen. Und auch so ein Pflänzchen-rühr-mich-nicht-an, alles immer nur ein bißchen auf

Abstand.“ Und auch Jim durchschaut Isabelle, zeigt, daß er sehr wohl Sensibilität besitzt: „Es ist so nett, dein Gesicht zu sehen, fuhr Jim fort, man denkt immer, dir ist nichts zugestoßen, dir wird nichts zustoßen.“ Mehr als dreißig Jahre alt, ohne je erwachsen geworden zu sein, kann sich Isabelle stets auf ihre Attraktivität verlassen, auf ihre kindfäulich-erotische Ausstrahlung, die ihr die erwünschten Erfolge beschert, ohne sie je einer Gefahr auszusetzen: „Kinder mochte sie, als wäre sie selbst ein Kind, nur verkleidet, eine gealterte Vierzehnjährige, hatte Alexa behauptet und Kinderwäsche aus Frottee gekauft, in der sie Isabelle fotografierte.“ Diese Fotos, initiiert durch die lesbische Fotografin und Freundin Alexa, stehen im Mittelpunkt des von Isabelle gepflegten Selbstbildes: „Isabelles Kinderkörper, abgeschnitten oberhalb des Mundes, die kleinen Brüste, der leicht hervorstehende Bauch und die kräftigen Mädchenbeine. Alexa hatte sie so oft fotografiert, daß sie, obwohl sie es obszön fand, die rote Frotteeunterhose schließlich herunterzog, bis unter ihre Scham, die nur von einem weichen, unsichtbaren Flaum bedeckt war. [...] Sie hätte Jakob die Fotos gerne gezeigt und traute sich nicht. [...] Die Fotos aber bewahrte Isabelle in einem Karton unter ihrem Bett auf wie einen Talisman.“ Wenn Jim zuletzt den Umschlag mit den Fotos von Mae zerreißen wird, dann ‚zerreißt‘ er damit auch diese aus einem frivolen Spaß hervorgegangenen Reliquien Isabelles.

Doch noch ist es nicht soweit. Durch eine privilegierte Welt sich bewegend, die allem Anschein nach von Isabelle niemals Rechenschaft verlangt und daher risikolos zu sein scheint, lebt Isabelle das Leben einer modernen Frau ohne sexuelle Tabus. Nach einigen Gläsern Wein kommt es zwischen ihr, Jakob und Alistair zu einem Liebesspiel zu dritt: „Beide waren aufgestanden, traten zu ihr, aufgerichtet, erwartungsvoll, Jakob wandte den Kopf zu Alistair, über sich hinweg spürte sie die Blicke, spürte am Rücken die Hände, Jakobs Hand, die über ihr Haar, ihre Stirn, vor ihre Augen glitt, sie im Scherz zuhielt, eine andere Hand tastete nach ihrem Po, streichelte die Pobacken, fuhr mit dem Finger den Spalt entlang, soweit es die Stoffhose zuließ, und sie wartete, daß die Hand wieder hinaufglitt, den Bund suchte und sich hinein- und vorwagte, sie hörte sich aufseufzen, als Finger an den Knöpfen, an dem Reißverschluß nestelten [...]. Sie hielt den Atem an, eine Zunge, es mußte Jakobs Zunge sein, liebte ihre Ohrmuschel, und wenn es Jakob war, kniete Alistair vor ihr, umfaßte ihre Beine, steckte den Kopf zwischen ihre Oberschenkel, und sie hörte etwas, spürte nahe eine Bewegung, vielleicht Jakobs Hand, die Alistairs Haar, seinen Nacken streichelte, und gleich würde sie die beiden nackten Männer sehen, sie müßten sich endlich ausziehen, dachte

Isabelle ungeduldig, Jakob, der Alistair umschlang, der sie in den Armen hielt.“ Doch es kommt ganz anders als von ihr erhofft. Isabelle, die Augen fest geschlossen, wird von Jakob ins Schlafzimmer getragen und allein gelassen: „Schritte hörte sie, leise Stimmen, die beiden waren noch da, vielleicht küßten sie sich, und Isabelle lag da, spürte die Demütigung Teil ihres Körpers werden. / Später übergab sie sich.“ Mit Moral hat Isabelles Demütigung nichts zu tun. Was ihr Übelkeit bereitet, ist die erstmalige Erfahrung, sich auf die eigene Attraktivität nicht verlassen zu können, in einer Phase ungeduldiger Erregung abgeschoben worden zu sein. Vor eine neuartige, niemals zuvor erlebte Situation gestellt, reagiert Isabelle – wie im übrigen auch Jakob – völlig hilflos. Beide schweigen, erwähnen diese Nacht mit keinem Wort – und entfernen sich immer mehr voneinander: „Es war leicht, sich nach einem Streit zu versöhnen, sie aber stritten nicht miteinander, und wo man schwieg, gab es keine Versöhnung.“ Um die erlittene Demütigung zu kompensieren, greift Isabelle auf vertraute Instrumentarien zurück – und umwirbt Jim heftiger denn je. Naiv, wie sie ist, ihr stets gepolstertes und zentralbeheiztes Leben mit der ganzen Wirklichkeit verwechselnd, merkt sie nicht, auf was für ein riskantes und gefährliches Spiel sie sich einläßt... Der Ausgang der Geschichte ist bekannt.

Die große Gleichgültige

Ja: Über alle sozialen Differenzen hinweg sind unsere vier Protagonisten Habenichtse. Bei der kleinen, ohnmächtig ihr Schicksal erdulden Sara liegen die Dinge auf der Hand. Sie hat nichts außer ihrer Phantasie, mit deren Hilfe sie Abenteuer imaginiert, in denen sie auf einem Pferd reitet und Drachen besiegen muß. Doch selbst hier gibt es für sie stets und immer nur ein böses Erwachen. Denn es ist Polly, die für Sara in der Phantasie zum Drachen wurde und von ihr geschlagen wird. Isabelle beobachtet sie dabei und nimmt ihr Polly weg. Wie Sara hat Jim ebenfalls kaum etwas anderes als seine Träume von einem besseren Leben. Aber im Gegensatz zu Sara ist er verantwortlich für das, was er tut. Unfähig, aus der Spirale von Haß und Selbsthaß auszusteigen, entfernt er sich immer weiter von dem, wonach er sich sehnt. Jakob, das Glückskind, steht ratlos und zuletzt auch traurig inmitten seines erfolgsverwöhnten Lebens; noch immer ein kleiner Junge, dem sein bewunderter Mentor Bentham eindringlich raten muß, schnellstmöglich zu Isabelle zurückzukehren. Und Isabelle? Sie scheint gegen alle Widrigkeiten

des Lebens imprägniert zu sein, unerreichbar und unerbittlich entschlossen, ihre ziellose Passivität gegen jede Anfechtung zu verteidigen. Mit Schauern erinnert sich der ohnmächtig liebende Andras an die „Entschlossenheit in ihren Augen“, ihre „unerbittliche Ziellosigkeit“, die er, verletzlich, wie er ist, nicht ertragen konnte.

Sie alle leben in einer Welt der Großstädte, der Multikulturalität und der schreienden sozialen Gegensätze, die – wenn überhaupt – nur achselzuckend zur Kenntnis genommen werden; eine Welt der Kriminalität, der Drogen und immer wieder: der Gewalt. Mittler scheint aus ihr vertrieben. Aus ihm, dem einflußreichen Verfechter von Anstand und Sitte, ist einer von vielen Rednern in Speaker's Corner geworden, der den vorbeiströmenden Passanten, wenn sie denn einen Moment lang stehen bleiben, ins Gewissen zu reden versucht: „Ihr harrt aus. Geduldig, blind, und schließlich erinnert ihr euch an nichts mehr. Die Straße, seht ihr? Seht ihr die Bettler? Seht ihr die Toten? Erinnert ihr euch denn an nichts? Wißt ihr nichts? Ihr habt recht, Jesus zu vergessen, für euch ist er nicht gestorben, am Kreuz ist er gestorben, fragt die Toten, für wen. Fragt euch lieber, für wen ihr denn lebt, für wen ihr atmet [...] Was haben wir, was halten wir in Händen? Daß uns noch nichts zugestoßen ist. Sollen wir dafür dankbar sein? fragt ihr, und ich sage nein. Dankbar nicht, aber demütig. Richtet euch auf und seid demütig und duldet nicht, was ihr an Unerträglichem seht.“ Es ist die *acedia*, die Trägheit der Herzen, die der Redner in Speaker's Corner mahnend im Blick hat. Und natürlich sind dies Worte, die in indirekter Weise vor allem an Isabelle und Jakob adressiert sind. Aber auch an Mittler, den eifernden und unbeugsamen Prediger in Goethes *Wahlverwandtschaften*, wären sie zu richten.

Weder die Gesellschaft als Ganzes noch die einzelnen Menschen in Katharina Hackers Roman besitzen ein Ziel, allenfalls, wie Jim, eine diffuse Sehnsucht. Damit aber wird die Zukunft leer. „Und die Zukunft“, sinniert Andras, „mischte sich nicht ins Spiel, sie verwandelte sich in Gegenwart, das war alles.“ In ihrer überbordenden Präsenz entzieht sich die Gesellschaft dem Überblick, durch kein Maß und erst recht durch keine Norm mehr zusammen zu halten. Sie ist die große Gleichgültige, die den Menschen, als Preis ihrer Freiheit, auferlegt, dem Leben aus eigener Kraft Gestalt und Sinn zu geben.

Was bleibt?

Katharina Hacker hat ihren Figuren alte hebräische Namen gegeben. Sara ist die Frau Abrahams im Alten Testament, die nach langer Unfruchtbarkeit im hohen Alter Isaak gebar. Sie ist die Stammutter Israels. Mit diesem – Hoffnung andeutenden – Namen versehen ist ein kleines, geschundenes Mädchen, das am Ende allerdings aus seinem Martyrium erlöst wird. Isabelle, aus ihrem bösen Traum erwacht, ruft die Polizei an. Isabelle wiederum überwindet mit diesem Schritt jenes Verhängnis, das auf ewig mit ihrem Namen verbunden zu sein schien. Denn Isabelle bedeutet im Hebräischen „die Unberührte“. Jakob, Sohn Isaaks und der Rebekka, kehrt nach langen Jahren zurück und versöhnt sich mit seinem Bruder Esau, dem er einst mit List den Segen des Vaters und das Erstgeburtsrecht abgetrotzt hatte. Jakob, der Habenicht, weiß am Ende, daß er und Isabelle „nichts begriffen“ hatten. „Isabelle? sagte er, wir können hier nicht stehenbleiben. Sie öffnete die Augen und sah ihn an. – Ja, antwortete sie und ging langsam auf die Tür zu, die ins Schloß gefallen war.“ Jakob spricht vom „wir“ – ein Zeichen der Versöhnung und des Willens, es von nun an anders zu machen. Der Weg zurück ist – Gott sei Dank – versperrt, denn die Tür ist ins Schloß gefallen. Und Jim? Jim ist eine Nebenform von James, der englischen Form von... Jakob. Jakob und Jim – was sind die beiden? Feindliche Brüder? Eher wohl zwei gegensätzliche Varianten, zwei entgegengesetzte Lebensverläufe eines Namens. Jakob hatte von Geburt an alles, wovon Jim immer nur träumen wird. Auch die Versöhnung mit Isabelle deutet sich zuletzt an. Für Jim aber gibt es kein zurück zu Mae – dem spiegelbildlichen Revers von Isabelle. Das macht aus Jim, dem Täter, noch lange kein bemitleidenswertes Opfer – und doch ist er auch dies in einer Gesellschaft der großen Gleichgültigkeit.